

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 51

Artikel: Christophorus vor dem Schlitten
Autor: Willi, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christophorus vor dem Schlitten

VON HANNA WILLI

Es war allzu peinlich, zu dieser strahlend blauen Mittagsstunde hinkend und mit schmerzverzerrten Lippen durch das vorweihnachtlich belebte Dorf zu gehen. Gwendelyn verwünschte das duftige Lavendelblau ihrer Skijacke, sie verwünschte ihr buntes Halstuch und die blonden Haarflocken, die sich unter der Mütze hervorstahlen. Grau und unscheinbar hätte sie ihres Weges hinken wollen, denn allzu viele mitleidig freundliche Blicke richteten sich auf ihren nachschleppenden Fuß. Die Dorfstraße war für das junge englische Mädchen Gwendelyn ein sehr schmerzliches Problem geworden, seine Bewältigung erforderte Zeit, Geduld und Zähnezusammenbeißen. Aber die Fahrt zum Arzt im Pferdeschlitten zu unternehmen, wäre voraussichtlich noch schmerzlicher gewesen, denn das Erklimmen dieses romantischen Gefährts war immer mit einigen Kraftanstrengungen verbunden. Kurzum, dort, wo der Skischuh Gwendelyns schlanken Knöchel umschloß, hatte sich beim Zusammenstoß mit einer Jungtanne etwas ergeben, das sich zuerst mit Glockenläuten im Kopf und einem Tanz von blauen Sternen vor den Augen ankündigte. Anfänglich war Gwendelyn überzeugt davon, daß sie sich mit gebrochenem Knöchel zur Haltestelle der Drahtseilbahn geschleppt habe; als aber bei der Ankunft im Tal die letzten blauen Sterne vor ihren Augen zu tanzen aufgehört, fühlte sie dennoch, daß sie sich nicht in die Kategorie jener medizinischen Phänomene einreihen durfte, die mit gebrochenem Knöchel Fußtouren unternehmen.

Die drei Treppenstufen vor dem Arzthaus erforderten neue Anstrengung. Daß ihr der junge, braungebrannte Mann, der an der Hausmauer seine Skier wachte, so freundlich zu Hilfe kam, sprach für seine gute Erziehung. Aber Gwendelyn schätzte diese Hilfsbereitschaft nicht, denn schlussendlich war sie kein hilfswimmerndes Skihäschen, das nach kräftigen Männerarmen verlangte, sondern eine sehr tüchtige FahrerIn, deren Schuld es nicht war, daß die Einwohner dieses schönen, winterlichen Dorfes die Tännchen in dieser weihnachtlichen Zeit nicht allein als Christbäume, sondern auch als Skipistenmarkierung verwendeten. Zu Gwendelyns Beruhigung stellte es sich heraus, daß der skiwachsende, braungebrannte junge Mann der stellvertretende Arzt in diesem ländlichen Doktorhause war. Er wußte mit Gwendelyns Fuß gleich Bescheid und verordnete Ruhe und Umschläge. Als er hörte, daß sie mit Studienkameraden aus der Universitätsstadt zu Skiferien hier heraufgekommen sei, meinte er lachend, das Wort Ski dürfe sie nun vorläufig weglassen, Ferien werde es schon geben, aber an Skifahren sei in den nächsten zwei Monaten nicht zu denken. Um die Fahrt zum Hotel im glöckelnden, pelzverbrämten Pferdeschlitten kam sie doch nicht herum, denn der junge Arzt hatte ihr das Gehen in den nächsten Tagen untersagt. Daß er den mühevollen Vorgang des Einsteigens nicht ihr allein und dem triefschnäuzigen Kutscher überließ, war anerkennenswert, denn der Knöchel begann erschreckend anzuschwellen. Der Arzt verhiess eine Krankenvisite auf den kommenden Tag, und Gwendelyn freute sich plötzlich wieder über die lavendelblaue Skijacke, die sie in dem weißausgefütterten Schlitten sehr hübsch ausnahm.

Die jungen Leute, ihre Kameraden und Kameradinnen, mit denen Gwendelyn die Weihnachtstage hier oben verbringen wollte, empfingen die Nachricht von ihrem Skiunfall mit Hallo. So etwas mußte nach ihrer Auffassung gefeiert werden und nach dem Nachtessen erschienen sie mit Grammophon, buntenfarbigen Getränken und Knallbonbons in ihrem Wohnzimmer und entwickelten im Laufe des Abends die leidige Gewohnheit, sich auf Gwendelyns Bett plumpsen zu lassen und rauhe Gesänge anzustimmen. Der geschwollene Knöchel ertrug das eine nicht, und die Gäste in den Nachbarzimmern protestierten gegen das andere. Die jungen Leute waren noch in jenem glücklichen Alter, in dem das Wegbleiben vom Christbaum in der guten Stube und

von Mutters Weihnachtsbraten Emanzipation bedeutete, und so begannen sie ein wenig nachdenklich mit einem sehnsüchtigen Klang in der Stimme von den vergangenen Weihnachtsferien zu sprechen. Gwendelyn dachte für sich, daß es für sie alle gar nicht so leicht sei, Weihnachten fern von Daheim zu verbringen, und daß es schon herrlichen Schnees und strahlender Sonne bedürfte, um sie alle für Weihnachten nach alter Väter Sitte zu entschädigen. Auch sie trug zu den etwas wehmütig klingenden Gesprächen das Ihre bei; sie erzählte von den schwerverdaulichen Weihnachtspuddings, die sie und ihre beiden Brüder im Hause einer Tante zu verspeisen pflegten, denn der Vater befand sich zu dieser Jahreszeit meist auf Reisen in den Dominions, und Gwendelyns Mutter war gestorben. Sie war die einzige unter ihren Kameraden, die nicht mit Sehnsucht vergangener Weihnachten gedachte, und an diesem Abend wäre sie restlos zufriedener gewesen, wenn nicht der Gedanke an den jungen Mann im Arzthaus ihr so etwas wie ein Gefühl stillen Heimwehs erweckt hätte. Als die junge Gesellschaft gegen Mitternacht mit vielen «Bst» ihr Zimmer verließ, hatte Gwendelyn eine Anzahl schweizerischer Wörter gelernt, wie Guetsli, Liechthli, Bäumlil und ihr schien, als wären schweizerische Weihnachten etwas sehr Liebes und Heimeliges.

Der Fuß schmerzte am andern Morgen so sehr, daß Gwendelyn erst nach dem Mittagessen, auf den Arm des Stubenmädchens gestützt, auf den kleinen Balkon vor ihrem Zimmer humpelte. Dort saß sie in dem reinen, warmen Sonnenlicht des Wintertags und dachte, welch wundervolle Skifahrten ihren Kameraden heute beschieden waren. Der festgefrorene Schnee auf der Dorfstraße knirschte unter den gleitenden Skiern. Alles hier oben bewegte sich auf Brettern. Die Kinder, die Väter, die einkaufenden Mütter. Die Glocken der Pferdeschlitten bimmelten mit den Türglocken der kleinen Läden um die Wette, und in ihren Auslagen waren braune Lebkuchen, geschnittene Engelchen und alle jene bunten Kleinigkeiten vereinigt, die zum Wintersport und Weihnachten zugleich gehören. Ueber dem dunklen Saum der Bannwälder schimmerten die Firnen in blendender Weiße. Der Schnee hatte Klüfte und Felsschlünde zugedeckt und an jenen steilen Wänden, an denen er sich nicht zu setzen vermocht hatte, zeigte der nackte Fels einen weichen, gleichsam pflaumenblauen Schimmer. Eine lavendelblaue Wolke senkte sich im Laufe des Nachmittags gegen das Tal hinunter, eine Welle, der eisige Kälte entströmte. Gwendelyn humpelte mühsam ins Zimmer zurück. Sie machte sich mit den kleinen Weihnachtspaketchen zu schaffen, in denen Ueberraschungen für ihre Kameraden lagen. Ein wenig traurig dachte sie, daß dieser Weihnachtsabend sehr einsam sein würde, denn die Kameraden gedachten in einer einsamen Alphütte ein wenig zu feiern und später die Abfahrt ins Tal zu unternehmen, denn die Nacht versprach mondhell zu werden.

Das sagte auch der junge Arzt, der in der Dämmerung ins Zimmer kam und eine Welle von Kälte und guter Laune mit sich brachte. Gwendelyn versuchte ihm zuerst etwas kläglich beizubringen, daß es mit ihrem Knöchel eine schlimme Wendung genommen hätte. Er lachte sie strahlend an und begann mit sicheren Bewegungen den Fuß zu massieren. Das Mädchen lag still in den Kissen, denn die blauen Sterne begannen wieder vor seinen Augen zu tanzen. War es der Schmerz oder das Gefühl der Einsamkeit, das ihm Tränen unter den Wimpern hervortrieb? Vielleicht beides zugleich — auf alle Fälle war es die Schuld dieses feuchtschimmern den Wimpernkranzes, der dem jungen Mann zur Frage Anlaß gab, ob sie, Gwendelyn, den Abend allein verbringe.

«Ja», gestand sie zögernd, «die Kameraden kommen erst spät zurück, vielleicht, wenn sie nicht zu müde sind, werden wir dann noch gemeinsam ein wenig Weihnachten feiern.» Er sei auch allein, gestand er,

den Gwendelyn innerlich immer noch den jungen Mann nannte. Der Arzt, welchen er vertrete, sei mit seiner Frau über die Festtage in die Stadt gefahren, und die Hausbesorgerin ginge zu ihren Verwandten, folglich wäre es nicht allzu fernliegend, wenn sie, die beiden Einsamen, sich zusammentäten, um etwas zu unternehmen. Dabei lachte er aber nicht, sondern blickte das Mädchen ernst und forschend an. Gwendelyn zeigte kläglich auf ihren Fuß. Aber er schüttelte nur leise den Kopf, und sagte so nebenbei, indem er ganz selbstverständlich ihre warme Lammfelljacke vom Haken nahm, er wisse einen Ausweg. Im Verlauf weniger Sekunden war das Mädchen an dem erstaunten Hotelpersonal vorbei, mehr getragen als geführt, auf einem bequemen Ziehschlitten warm gebettet, und die Reise ins Weiße, in die leuchtende, schimmernde Weiße des Weihnachtsabends begann. Allzu gesprächig war er nicht, dieser junge Mann, aber dafür hielt er ein schönes Tempo ein, und der Atem hing wie eine weiße Wolke vor seinem Mund. Es war jetzt dunkel, die Sterne flimmerten kalt und sehr hell, und die Straßen des Dorfes lagen bereits vereinsamt. Die brennenden Kerzen einiger Weihnachtsbäume spiegelten sich bereits in den kleinen quadratischen Fenstern der Dorfhäuser und aus den hohen bunten Bogenfenstern der alten Abteikirche strahlte das warmgoldene Licht von Bienenwachskerzen. Gwendelyn glitt in ihrem Schlitten dahin wie in einem Traumschiff. Der Fuß schmerzte nicht mehr, und das Gefühl der Einsamkeit war gewichen, obwohl sie sich jetzt in einer Landschaft befand, die geradezu Stille und Einsamkeit auszuströmen schien. Links und rechts des schmalen, in Schnee geschaukelten Weges breiteten sich die metertief verschnittenen Felder, und über ihnen, das ahnte man, erhoben sich die steilen Hänge, die weiter oben in Felsen, Schrüden, Zacken und Firfelder übergingen. Noch war der Mond nicht zu sehen, aber die Schneeflächen strömten ein seltsames, weißlichblaues Licht aus. Unendlich schön und feierlich war es, durch diese geheimnisvolle und strenge Landschaft zu gleiten, geführt von einem Menschen, der zielbewußt seines Weges ging, weder Ueberflüssiges sprach, noch Jazzmelodien sang, noch piff, der aber strahlend lachen konnte und dennoch ein Schimmer schönen Ernstes in seinen grauen Augen bewahrte. Gwendelyn nannte ihn Christophorus, weil er sie mit Leichtigkeit über die Treppe getragen und sein junges, kraftvolles Wesen etwas von jener Stärke und Ruhe ausströmte, die — so dachte das Mädchen — auch dem riesenhaften, kraftvollen Heiligen eigen gewesen war. Daß ihr Schlittenvorspann tatsächlich Christoph hieß, erfuhr sie erst einige Zeit später, als der junge Mann vor einer Waldlichtung stehen blieb und aus seiner Tasche ein Paketchen zog. Er entnahm ihm einige Kerzen und versuchte sie mit etwas ungeschickten Fingern an den Aesten einer kleinen Tanne zu befestigen. Gwendelyn lachte leise, als sie seine Bemühungen sah, und in ihrem Lachen schwebte ein Ton leisen Glückes. Welch eine beglückende Tatsache, daß es in diesen Zeiten noch einen jungen, starken, klugen Mann gab, der sich mit roten Weihnachtskerzen beschäftigte, der auf die schöne und feierliche Idee kam, Waldweihnachten zu feiern. Daß er die Kerzen mit etwas ungeschickten Händen auf den Tannenzweigen festzumachen versuchte, machte ihn nur noch liebenswerter. Gwendelyn versuchte ihm diese Arbeit abzunehmen und seine vor kurzem noch etwas ungeschickten Hände schälten sie nun recht gewandt aus den vielen Hüllen, in die sie eingepackt war wie ein Wickelkind aus dem Mittelalter. Auf seinen Arm gestützt, entzündete sie die Kerzen. Ihr goldenes Flackern beleuchtete sanft und warm ihre Gesichter und widerspiegelte sich als leuchtendes, flackerndes Glühen in ihren Augen.

«Nun fehlt noch das Reh», meinte Gwendelyn verträumt, «wenn nun noch ein Reh im Kerzenschein stehen würde, eines mit großen Lauschern, das mit erstaunten, braunen Augen in die Lichter blickte, dann

wären es richtige Märchenbuch-Weihnachten!» «Dieses Reh ist ja schon da», sagte Christoph mit leiser, bewegter Stimme und legte seine Hand an Gwendelyns Wange. Sie barg ihre Stirn einen Augenblick in der warmen Innenfläche von Christophs Hand. Sein Mund bahnte sich durch die seidigen Haarflochten einen Weg zu ihrer Schläfe, und so standen sie lange vom Hauch der eisigen Bergwinterrkälte gleichsam eingehüllt. Aber ihnen erschien die Welt warm und voll Kerzenglanz.

Später am Abend saßen sie im Kreise von Gwendelyns Kameraden wie verzaubert unter dem nach süßem Harz riechenden Tannenbaum in der Hotelhalle. Den jungen Leuten schien es selbstverständlich, daß Gwendelyn in ihrer Abwesenheit Gesellschaft gefunden und ihre Vertraulichkeit legten sie dem schmerzenden Fuß zur Last. Daß Gwendelyn und Christoph zwei Tage nach Weihnachten an ihren Ringfingern schmale, goldene Reife trugen, und daß ihre Kameradin abends zur Teestunde immer von dem jungen Arzt zu einer Ausfahrt im Schlitten abgeholt wurde, bemerkten sie nicht; denn sie befanden sich jetzt in jenem glückseligen Taumel, den Sonne, Schnee und mittägliche Picknicks in blauer, kristallreiner Winterluft auszulösen vermögen. Auch Gwendelyn befand sich in einem Taumel des Glücks, der zwar nicht von Skiabfahrten und Hüttenleben herührte. Die Zukunft lag strahlend und klar wie ein Hochgebirgsmittag vor ihr und Christoph.

Der letzte Abend des Jahres sollte nach den Prophezeiungen der jungen Leute «ganz groß» gefeiert werden. Sie trafen sich nach dem Nachtessen in einer von Musik und frohem Betrieb durchpulsten Gaststube des Dorfes, und Gwendelyns sorgsam umwickelter Fuß wurde von Christoph mit liebevoller Sorgfalt auf einen Stuhl gebettet. Man lachte, sang, tanzte und weisagte aus Kaffeessatz und Handlinien. Jene, die im vergangenen Jahr Schweres erlebt hatten, lachten und trieben Spaß, um die Sorgen zu vergessen, und die Sorgenlosen blickten dem kommenden Jahr strahlend und zuversichtlich ins junge Gesicht. Christoph hatte den ganzen Abend beinahe verträumt neben Gwendelyn gesessen. Als die Uhrzeiger gegen Mitternacht rückten, ergriff er ihre Hand. Ein Mitglied des Orchesters, das zum Tanz aufspielte, verkündete, daß nun eine Polonaise ins neue Jahr getanzt würde. In diesem Augenblick erhoben sich zwei junge Landsleute Gwendelyns von ihren Plätzen am Nebentisch und kamen mit vollen Gläsern auf das Mädchen zu, um mit ihm anzustoßen. Sie hatten ihre roten Köpfe mit Papiermützen bekleidet und befanden sich in jenem glückselig-blöden Zustand, den man in der Fachsprache als Anästhetus zu benennen pflegt. Als sie ihre guten Wünsche vorgebracht, verlangten sie mit Gwendelyn die angekündigte Polonaise zu tanzen. Das Mädchen zeigte lächelnd auf seinen bandagierten Fuß, aber die Unternehmungslust der beiden Gentlemen kannte keine Hemmungen. Sie ergriffen Gwendelyn gleichzeitig an den Armen und stürmten mit der Widerstrebenden auf die Tanzfläche, wo sie unter munterem Schwenken ihrer Papierhüte für ihre heldische Tat Beifall einzuheimsen erhofften. Gwendelyn hätte am liebsten hilfeleidend die Arme nach Christoph ausgestreckt, aber schlußendlich fand sie, es sei am besten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und sie lachte. Dieses strahlende Lachen war das letzte, was Christoph von dem Mädchen sah; dann schlug die Uhr Zwölf, und das Licht erlosch. In dem entstehenden Getümmel gelang es Gwendelyn, sich loszumachen. Sie strebte mit allen Kräften darnach, das neue Jahr an Christophs Seite zu beginnen, so wie sie freudigen Herzens das Leben an seiner Seite zu verbringen hoffte. Als das Licht wieder angezündet wurde, hinkte Gwendelyn verzweifelt, dem Weinen nahe, an ihren Tisch zurück. Sie fand, daß die beiden Landsleute ihr einen üblen Streich gespielt hätten; aber schließlich vermochten die beiden nicht zu ahnen, was das Verweilen in Christophs Nähe in dieser Minute für sie bedeutete. Daß Christoph sich in dieser kurzen Zeitspanne vom Tisch entfernt hatte, erfüllte Gwendelyn mit leisem Schmerz, als er aber nach einer Stunde immer noch nicht zurückgekommen war, fühlte sie die traurige Gewißheit: Christoph war von dem dummen Streich der jungen Engländer in seinen tiefsten Gefühlen verletzt, denn die Tiefe seiner Zuneigung für Gwendelyn ertrug keine scherzhaften Episoden. Das Mädchen ahnte das, denn es hatte mit frohem, beinahe erschrockenem Staunen die Stärke der Gefühle geahnt, die Christoph ihr entgegenbrachte. Noch wußte es nicht, daß er zu jenen Menschen gehörte, die in ihrer stillen Art innerlich immer einsam sind, bis sie endlich einem Menschen restlos ihre Liebe und Zuneigung schenken. Werden ihre Gefühle dann nur im kleinsten verletzt, so reagieren sie darauf in erschreckender Weise, und der Schmerz, den sie dem geliebten Menschen durch ihr Verhalten zufügen, ist klein im

Vergleich zu dem Weh, das sie selber empfinden. Gwendelyn gehörte nun nicht zu jenen Mädchen, die glauben, sich etwas zu vergehen, wenn sie dem geliebten Manne in einem solchen Augenblick die Hand zur Versöhnung reichen. Doch Christoph ließ am kommenden Neujahrstag nichts von sich hören. Die Hausbesorgerin im Arzthaus erklärte auf Gwendelyns Telefonanruf, der junge Herr sei sehr früh des morgens nach Erledigung der Krankenbesuche zu einer großen Skitour weggegangen. Er beabsichtige zwei Tage wegzubleiben. Gwendelyn erschrak. Christoph wußte, daß sie am Tage nach Neujahr mit ihren Kameraden in die Stadt zurück mußte, daß es für sie des verletzten Fußes wegen eine Unmöglichkeit war, allein hier oben zu bleiben, denn sie war bei jedem Schritt auf fremde Hilfe angewiesen. «Gut», dachte sie, Tränen des Schmerzes und des Zornes unterdrückend, «dann muß ich eben für die Aufdringlichkeit meiner Landsleute büßen — büßen

Der Stern

In sein leises goldenes Zittern
schlug die Flucht von tausend Gewittern.

Sein stilles Wunder wurde gewahrt,
als Maria den Sohn gebart.

Heute ist er zu uns gekommen,
er hat die Liebenden aufgenommen.

Sein' Zartheit lächelt in den Rosen,
in Kinderaugen und in Heimglößen.

Sein' Ferne ist ein Gotteszeichen,
daß wir wandern, um ihn zu erreichen.

Hans Noell

dafür, daß ich mich so sehr nach Liebe und Verstehen gesehnt habe.»

Den schmalen goldenen Reif von ihrem Ringfinger barg sie dort, wo komischerweise die meisten Frauen ihre Wertsachen bergen, bei den Strümpfen. In einem Anfall des Zornes hatte sie ihn aus ihrem Fenster in eine der meterhohen Schneewächten werfen wollen, die vor ihrem Fenster auf der Dorfstraße lagen. Aber diese Geste schien ihr allzu dramatisch und erinnerte in ihrem Pathos an aufgelöstes Verlobungen der Jahrhundertwende, an eine Zeit, in der junge Mädchen nach der ersten Liebesenttäuschung die Bleichsucht bekamen und mit zerrauten Haaren ihr Unglück dokumentierten.

Daß sie in den kommenden Monaten sehr bleich und hohlwangig wurde, schrieb sie den Examen Vorbereitungen zu. Um Christophs, dieses Dummkopfs, dieses geliebten Dummkopfs willen würde sich ein modernes junges Mädchen nicht grämen. Es war natürlich reiner Zufall, daß sie tagtäglich an jenem Spital vorbeiging, von dem sie wußte, daß Christoph dort einmal gearbeitet hatte. Im Frühjahr bestand Gwendelyn ihr Examen gerade in einem Augenblick, als es für sie zu spät war, durch das waffenklirrende Europa nach England zurückzukehren. Ihre schweizerischen Studienkameraden waren nach einem eiligen Abschied weggefahren. Wie ein feldgrauer Wall standen sie in Wetter und Sturm um die Grenzen ihres Vaterlandes, dieses Landes, das Gwendelyn zur zweiten Heimat geworden war, dessen Menschen und Landschaft sie liebte und bewunderte. Das schmerzvolle Erlebnis mit Christoph hatte ihr von dem Charakter dieser Menschen mehr verraten als die Lektüre dicker Bücher über dieses Thema.

Es erschien Gwendelyn eigentlich inkonsequent und gar nicht der Geisteshaltung eines modernen jungen Mädchens entsprechend, daß sie in der zweiten Dezemberwoche in Gesellschaft ihrer Skier und der lavendel-

blauen Jacke wiederum in das Hochtal hinauffuhr, in dem sie vor Jahresfrist so Bedeutungsvolles und Schmerzliches erlebt hatte. Es war sonst nicht ihre Art, an Stätten, die traurige Gedanken weckten, Gedenktage zu begehen. Aber die Aussicht, allein in der Stadt Weihnachten zu feiern, schien allzu trübe. Die verschneiten Hänge und leuchtenden Firnen über dem Bergdorf würden sie darüber hinweg trösten, daß dieses Jahr in ihrer Nähe keine Kerzen schimmerten und auf ihrem Tisch keine hübsch verschürnten Päcklein lagen. Aber als sie am zweiten Advents-Sonntag durch die schneewinddurchwehten Dorfstraßen ging, wurde das Gefühl der Einsamkeit allzu bedrückend. Die Tage waren sehr kurz, es wurde früh dunkel, und Gwendelyn schien es, als ob die kleinen Holzengel und all die weihnachtlichen Symbole, die auch in diesem Jahr in den Schaufenstern lagen, trübe und unfestlich aussähen. Hölzerne Engel und Goldsterne wollten so gar nicht mehr

in diese irrsinnig gewordene Zeit hineinpassen. In diesem Jahre hätten Gwendelyns Kameraden, ohne die Reklamation der übrigen Gäste zu fürchten, ihre rauhen Gesänge anstimmen können; der muntere Lärm hätte keinen Menschen gestört, denn das Hotel war fast leer. Es war beinahe eine Erlösung, zu denken, daß sich in der Nähe des Bahnhofes ein Zeitungskiosk befand, in dem englische Zeitungen und auch jene buntpublizistischen Illustrierten zum Verkauf ausgingen, die auf ihren weihnachtlich bunten Titelblättern Mistelzweige zeigten und in deren Innern neben den neusten Bildern von der Front Rezepte für schwerverdauliche, weihnachtliche Plumpuddings aufgezichnet waren. Gwendelyn wurde von diesen Blättern an die weihnachtlichen Tage ihrer Kindheit erinnert, und in diesem Augenblick schnte sie sich sehr, ein Kind zu sein, dem liebende Hände ein Stücklein bunter Wunderwelt in die winterlichen Tage hinein zaubern. Die Enttäuschung war deshalb an ihrem Gesichte abzulesen, als ihr die Verkäuferin am Bahnhofskiosk sagte, die einzigen Exemplare der erwähnten Blätter seien von einem jungen Mann gekauft worden, der im Hotel gegenüber dem Bahnhof wohne. Da war nichts zu machen — oder doch — sicherlich war dieser Herr ein Landsmann Gwendelyns, und deshalb war es vielleicht nicht so abwegig, ihn zu bitten, ihr nach beendeter Lektüre die Zeitungen zu überlassen. Bestimmt würde er ihre Sehnsucht nach englischen Weihnachten verstehen. Langsam ging sie über den knirschenden Schnee dem Hoteleingang zu, um sich beim Portier nach dem englischen Herrn zu erkundigen, der wohl als einziger Engländer seine Weihnachten hier oben verbrachte. Aber der Portier schüttelte bei der Frage nach dem englischen Gast trübselig den Kopf und beteuerte, seit Monaten keinen Engländer mehr gesehen zu haben. Langsam wollte Gwendelyn die Halle verlassen. In diesem Moment erblickte sie im warmen Schein einer Tischlampe die Umrisse jenes geliebten Kopfes, den sie oft mit bebenden Händen umfaßt und in einem Uebermaß von Seligkeit an sich gepreßt hatte. Christoph saß im Schein dieser Leselampe an einem Tisch, vor sich ein englisches Journal, neben sich aufgehäuft alle die Blätter, nach denen sich Gwendelyn erkundigt hatte. Ein leiser zitternder Laut der Ueberraschung entfuhr ihrem Mund. Christoph blickte auf und war mit zwei Schritten an ihrer Seite. Wie auf Verabredung schritten sie Seite an Seite aus der Hotelhalle ins Freie und kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, verschlangen sich ihre Hände ineinander. Mit welch sehnsüchtiger Reue Christoph sich nach ihr gesehnt hatte, fühlte sie erst, als er draußen vor dem Dorf, inmitten verschneiter Felder, mit einer schnellen Bewegung den Kopf an ihrer Schulter barg, um die verräterische Feuchte seiner Augen zu verstecken.

Als die Glocken der alten Abteikirche den Advents-sonntag ausläuteten und das Tal mit ihren tiefen Klängen erfüllten, da standen Christoph und Gwendelyn aneinandergeschmiegt vor der Auslage eines kleinen dörflichen Ladens. Der Dezembersturm piff um ihre Köpfe und peitschte nasse Schneeflocken in ihre Gesichter. Aber ihre Münder waren warm, und ihre Augen strahlten in der Dunkelheit. Sie diskutierten mit großer Wichtigkeit die Verwendbarkeit der ausgestellten Wachslichtchen, denn in ihrem Denken und Fühlen spielte jenes Waldweihnachtstännchen vor dem Dorfe eine bedeutsame Rolle. Als sie später, zitternd vor Glück und Kälte, dem Hotel entgegengingen, fragte Gwendelyn mit einer Stimme, die vor Zärtlichkeit beinahe ersticke: «Aber wieso nur, Christoph, kommst du dazu, alle englischen Zeitungen aufzukaufen?» «Aus Sehnsucht nach dir. Kannst du das verstehen, kleines Reh?» Gwendelyn konnte das verstehen, aber, daß es viel einfacher gewesen wäre, ihr im Laufe des vergangenen Jahres auf einem Stück Papier etwas von dieser Sehnsucht mitzuteilen, das wollte Christoph, dieser geliebte Granitschädel, nicht verstehen, oder er gab vor, es nicht zu verstehen.